

Die zweite Nacht

(Ist es schön, zu leben?)

Stündlich ging ich meine Runden, es war die dritte an diesem Abend. Die Studierräume waren nahezu leer, nur an den Tischen der Fachbibliothek saßen noch Studenten. (Studenten – ich betrachtete sie wie etwas Feindliches, wie etwas, das mich nichts anging, auf das ich herabsehen und das ich verachten konnte. Mein eigenes Geschichtestudium war längst selbst Geschichte geworden, unterbrochen, verschleppt, und nur formal noch nicht endgültig aufgegeben. Wir wollen Geschichte nicht studieren, dachte ich, wir wollen Geschichte machen: Ich wollte weder das eine noch das andere, konnte es nicht. Da war zu viel Vergangenheit für Geschichte.) Ich kontrollierte die Kopiergeräte: Acht Stück standen an der holzvertäfelten Wand, dazwischen Tische und Abfallbehälter. Große graue Kisten mit roter Aufschrift und ungewisser Herkunft, angefüllt mit weggeworfenen Zetteln. Kopierte Mitschriften und Buchseiten, zusammengeknüllt oder zerrissen: Makulatur. Ich nahm einen Zettel aus der Kiste, entfaltete ihn, strich ihn glatt. Im schwarzen Balken am rechten Rand des Blattes war ein Pulloverärmel zu erkennen: Ein graues Muster, das der Strickvorlage aus einer Zeitschrift glich und seltsam antiquiert und unangebracht wirkte. Auf einer anderen Kopie waren Streifen zu erkennen, wie sie entstanden, wenn der Toner leer wurde. Ich würde einen Zettel mit der Aufschrift Außer Betrieb auf das Kopiergerät kleben. Ich schrieb immer Außer Betrieb, während Theodor immer Gerät defekt geschrieben hatte. Theodor hatte vieles anders als ich gemacht. Nur die Uniform hatten wir gemeinsam gehabt.

Wir drehen Runden, schleppen Papier und füllen Kopiergeräte damit auf. Hatte Theodor gesagt. Wir werden uns krumm

schleppen, wir werden Arme bekommen wie Menschenaffen, bis zu den Knien: Je weiter sich die Hände dem Boden nähern, desto schneller kühlen sie aus. Deren, die auf Händen gehen, tagsüber und nachts, frieren ihre Hände ein. Schwankend bedecken sie die Welt mit zittrigen Handabdrücken.

Es hatte wieder zu regnen begonnen. Vom Vordach des Gebäudes her war das Trommeln der Regentropfen zu hören. Erst langsam und unregelmäßig, dann immer schneller: Mit der höheren Geschwindigkeit fanden die Tropfen in einen gemeinsamen Rhythmus und gingen unterschiedslos im Rauschen auf. Ein angenehmes, beruhigendes Geräusch, das allen Lärm absorbierte und einen Schalldämpfer über die Welt legte. (Stille, dachte ich, vollkommen und kurz. Ehe ein Leben zerbricht.) Ich öffnete den Deckel eines Kopiergerätes, legte meine Hand, die Handfläche nach unten, auf die Glasfläche und drückte auf den grünen Knopf, auf dem ein C stand. Der Scanbalken lief unter meiner Hand hindurch, Licht fiel auf meinen Bauch, Wärme in den Fingern. Ich nahm die Kopie, knüllte sie zusammen und warf sie weg: Noch nie hatte ich meine kopierte Hand betrachtet. Ich entsorgte sie, ohne sie anzusehen. Makulatur.

Siamese Twins vom Pornography-Album. Es war das Album von The Cure: Als ich es das erste Mal gehört hatte, hatte sich etwas verändert. Ich hatte mich verändert. Unwiederbringlich, unumkehrbar, kein anderes Musikalbum war zu Ähnlichem in der Lage. Pornography, das war wie Sand ins Wasser schütten. Wie Ameisen, überall. Wie ein brennender Berg zusammengeworfener Steckenpferde. Wie die längste, die nicht endende Nacht, in der die Zeit ewig zurücklaufen konnte. Ich wollte diese Veränderung noch einmal erleben, ich wollte noch einmal zum allerersten Mal Pornography hören.

Auf dem Rückweg von der Toilette blieb Theodor an einem Tisch mit drei Anzugtypen hängen. Er schwankte, seine Augen waren rot und herausfordernd. Sonst war niemand mehr im Lokal. Ich hatte es befürchtet, schon den ganzen Abend über hatte

er die drei aus dem Augenwinkel beobachtet, es war nur eine Frage der Zeit gewesen. Seit Tagen durchlebte er ein oranges Hoch, aufgekratzt, ruhelos, getrieben. (Im Orange flirrt das Ich, hatte er gesagt, und hört nicht auf zu flirren, bis es bekommt, was es will.) Ich hätte zu dem Tisch gehen und ihn aufhalten sollen, aber ich wusste, dass es sinnlos war. Sobald das Orange seinen Höhepunkt erreichte, wurde ein Schalter in Theodors Kopf umgelegt. Dann war es unmöglich, ihn aufzuhalten, unmöglich, den Schalter auch nur einen Millimeter zu bewegen. Ich konnte nur danebenstehen, zusehen und versuchen, die Blessuren, die er davontragen würde, möglichst gering zu halten. Ich hätte aufstehen müssen, aber ich konnte es nicht.

Theodor beschimpfte die Anzugtypen. Ich verstand nicht, was er sagte, war irritiert vom eigenartigen Klang seiner Stimme. Sie war gereizt, gepresst, pubertär-zitternd, immer wieder schlichen sich unangenehm hohe Töne ein. Es war die Stimme eines Stimmbrüchigen, zornig und selbstquälerisch und erbärmlich. Einer der Typen erhob sich und baute sich vor Theodor auf. Er war größer als Theodor, die Schulterpolster seines Jacketts ließen ihn noch breiter erscheinen als er war. Sie starrten sich an, schweigend. Theodor schwankte noch mehr, hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Ein hässliches, selbstgefälliges Lächeln lag auf seinem Mund. Er griff sich eine halb leere Bierflasche vom Tisch und hielt sie über den Kopf des Anzugtypen. Er musste sich strecken, fast auf die Zehenspitzen stellen. Er sagte etwas, ich konnte es nicht hören, und lachte. Dann wurde er ernst, kippte die Bierflasche langsam in die Waagrechte, nicht mehr lange und das Bier würde auf das Haar des Typen tropfen. Theodors Gesicht war erstarrt. Auch der stehende Typ und die beiden anderen, die am Tisch saßen, wirkten wie eingefroren, ihre Gesichter Masken. Theodors plötzlicher Ernst hatte sich auf sie übertragen, die Spannung, die sich aufgebaut hatte, zwang sie in ein gemeinsames, todernstes Bild. Er und der Typ starrten einander an. Die Hand, in der Theodor das Bier hielt, begann zu zittern. Eigentlich hätte sich längst ein Tropfen aus dem Flaschenhals lösen müssen, aber

es geschah nicht. Die Hand zitterte stärker, dann konnte Theodor sie nicht länger halten und ließ sie fallen. Klirren, Scherben.

Ich dachte, die Sache wäre gelaufen, eine idiotische und unnötige Zwischeneinlage, die ohne Schaden vorbeigehen würde. Doch dann stieß der Anzugtyp Theodor mit der flachen Hand gegen die Schulter. Theodor schwankte, machte einen Ausfallschritt, sah kurz zu mir und fixierte dann wieder den Typen. Der stand weiter gelassen vor ihm, wartete geduldig darauf, dass Theodor das Gleichgewicht wiederfand und ruhig vor ihm zu stehen kam. Er gab Theodor eine Ohrfeige mit der flachen Hand. Es war nicht einmal ein wirklicher Schlag, nur ein stärkerer Klaps, aber Theodor hatte nicht damit gerechnet, verlor das Gleichgewicht und fiel um, wobei er mit der Stirn auf dem Boden aufschlug. Kurz lag er regungslos da, als hätte er das Bewusstsein verloren, dann begann er zu stöhnen, wälzte sich hin und her. Er versuchte, auf die Knie zu kommen und aufzustehen, schaffte es aber nicht. Sein Stöhnen wurde lauter und wehleidig. Ich sprang auf, hatte meinerseits Schwierigkeiten, das Gleichgewicht zu finden. Ich wollte zu Theodor, stattdessen blieb ich stehen. Mir war schlecht. War es möglich, dass immer noch Siamese Twins lief? War all das so schnell gegangen? Nahm das Lied kein Ende? Is it always like this? Endlich konnte ich mich aus meiner Starre lösen und machte einen Schritt in die Richtung der Anzugträger. Einen einzigen, dann verharrte ich wieder. Theodor wand sich am Boden, er machte einen erbärmlichen Eindruck, erbrach sich jetzt stoßweise. Ich starrte ihn an, hörte ihn wimmern, sah, wie er sich in seiner eigenen Kotze wälzte. Ich empfand Ekel, und mehr noch empfand ich Scham. Ich drehte mich um und ging in Richtung Ausgang. Die Anzugtypen lachten jetzt, Theodor schien etwas zu rufen, aber ich konnte es nicht hören. Wollte nicht. Ich verließ das Lokal, ohne mich noch einmal nach ihm umzudrehen.

Wir hatten nie über diesen Abend gesprochen, Theodor hatte nie, nicht im schlimmsten Rausch, auch nur Anspielungen gemacht.

Es war, als hätte es meinen Verrat niemals gegeben. Theodor hatte mir verziehen, während ich es mir nie verzeihen würde. Vielleicht war das Freundschaft: Jemandem Dinge zu verzeihen, die man sich selbst nicht verzeihen konnte. Dass einem diese Dinge verziehen wurden.

Umgekehrt, dachte ich, hätte ich es nicht gekonnt. Ich hätte ihm diesen Verrat nicht verzeihen können, so wenig wie ich ihm seinen Tod verzeihen konnte.

(Aber Freundschaft, hatte Theodor einmal aus den Dämonen zitiert, Freundschaft ist ja nur ein hochgepriesenes Wort, in Wirklichkeit aber ist es: ein wechselseitiger Erguss von Spülicht.)

Nachdem ich den Rundgang beendet hatte, stellte ich mich nach draußen unter das Vordach, trank Automatenkaffee und rauchte. Noch drei Stunden bis dreiundzwanzig Uhr: drei Runden, drei Kopien meiner Hand. Über mir prasselte weiter der Regen auf das Aluminiumdach, dazwischen war leise das Gurgeln in einer Dachrinne zu hören. Ich fröstelte: Es war zu kühl für die Jahreszeit, meine Haut eine Kältebrücke. Und es war zu dunkel für die Jahreszeit: Hinter den Regenwolken, die sich tagsüber festgesetzt hatten, war die Sonne nur ein Mond, der kam und ging, wie es ihm gefiel. Bleiches, bitteres Licht, in dem die Menschen und Gegenstände keinen Schatten warfen.

Zur Straße hin hatte sich eine große Lache gebildet. Die herabfallenden Regentropfen gingen augenblicklich darin auf. Niemand wäre je wieder in der Lage, die einzelnen Tropfen zu sondern. Es war wie mit dem Rost: Rosten war ein einfacher chemischer Prozess, der sich in einer einfachen chemischen Gleichung darstellen ließ. Dennoch war es unmöglich, ein einmal verrostetes Metallstück in seinen Ursprungszustand zurückzuführen. Oder der Rauch meiner Zigarette, der sich verflüchtigte und unwiederbringlich auflöste. Das zusammengekartete und wieder verblasene Herbstlaub. Das Hupen und die Abrollgeräusche der Autos. Der Rollsplitt. Die wieder und wieder kopierten Buchstaben. Selbst die Menschen verloren sich in der Masse oder in der Einsamkeit

und waren nicht wiederzufinden. Die Wirklichkeit zerstob, und für die Wirklichkeit gab es keine Strg-f-Funktion.

Am Boden des Kaffeebechers befand sich ein dicker Sud halb aufgelöster Zuckerkristalle. Ich drehte den Becher um und ließ den Sud in den Aschenbecher rinnen: Graue Flocken legten sich auf die zähflüssigen Tropfen und standen von der Oberfläche ab. Sie sahen aus wie kleine Igel, vollkommene Abwehrhaltung. Ein anderes Bild legte sich darüber. Ein Igel bei Dostojewski: Der Igel war ein Geschenk, er wurde von irgendjemandem überbracht. Als Zeichen von irgendjemandem für irgendjemanden. Ich konnte mich nicht erinnern, wofür das Zeichen stehen sollte. Auch nicht daran, ob es verstanden wurde. Ich konnte den Igel nicht einmal einem Roman zuordnen. (Schuld und Sühne? Der Idiot? Der Jüngling?) Der Igel ergab keine Bedeutung. Nichts ergab Bedeutung. Theodor hätte gewusst, um welchen Roman es sich handelte. Er hätte die ganze Szene schildern können, und er hätte geredet und geredet. Doch auch wenn er jetzt hier gewesen wäre, hätte ich ihn nicht gefragt. Ich hätte ihm keine Stichworte geliefert, nicht länger.

Die Ascheflocken auf den Tropfen lösten sich auf und versanken in der Flüssigkeit. Es war aussichtslos, wie sehr man sich auch einigeln mochte, der Haut entwachsen keine Stacheln, sie blieb weich und verletzlich und wurde nur weicher und verletzlicher. Mit jedem Mal.

Ich ging bis an den Rand des Vordaches, von wo aus ich die Fassade des Uni-Hauptgebäudes sehen konnte. Die Tauben waren auch heute hier, ich war mir sicher, obwohl ich sie in der Dunkelheit nicht sehen konnte. Aneinandergereiht würden sie auf den Firsten der Dächer und Vordächer sitzen, die Köpfe eingezogen, den Regen von ihren Federn abperlen lassend. Der Taubenschwarm kam jeden Nachmittag, und ich konnte Stunden damit zubringen, seinen Flugmanövern zuzusehen: ein dichtes Knäuel, das Runden um den kleinen Turm an der Fassade des Gebäudes flog. Sobald sie ermüdeten, landeten sie geschlossen auf den Fassadenvorsprüngen. Sie waren ermattet, doch genügten

Kleinigkeiten, um sie aufzuschrecken. Eine einzelne Taube, getrieben von einem Geräusch, einer Bewegung, wovon immer, ließ sich in die Tiefe fallen, und sofort reagierte der ganze Schwarm und fiel ihr nach: Ein Wasserfall aus Tieren, der in die Tiefe stürzte, immer tiefer, sich dem Boden gefährlich nähernd, ehe er den Scheitelpunkt der Parabel durchschritt und wieder nach oben tauchte. Der Schwarm zog eine weitere Runde, umwölkte den Turm und ließ sich auf anderen Fassadenvorsprüngen nieder. Bis zur nächsten Kleinigkeit, bis zum nächsten Sturz.

Manchmal lösten sich einzelne Tauben aus dem Schwarm und begaben sich allein auf Futtersuche. Viele von ihnen verkrüppelt und krank, kaum eine, die nicht ramponiert gewesen wäre. Eine junge Taube musste abgestürzt sein: Ihre Federn waren noch flauschig von der Mauser, ihr linker Flügel gebrochen, die Federn standen in unnatürlichen Winkeln ab. Sie schien das Knäuel eines Wurmes im Schnabel zu haben, an dem sie trotzig festhielt. Erst dann erkannte ich, dass es der Schnabel selbst war, der sich bis auf wenige Fleisch- und Sehnenverbindungen vom Gesicht gelöst hatte. Die Augen waren nicht zu erkennen. Nur selten bewegte sich die Taube, sprang ein paar Tapse hierhin, ein paar Tapse dorthin. Der Eindruck völliger Verwaistheit ging von ihr aus. Sie starb, dachte ich, und sie musste ein Bewusstsein davon haben, zu sterben. Einer anderen Taube fehlten die Krallen am linken Fuß. Nur ein roter verknorpelter Stumpfen war zurückgeblieben, über dem sich eine dicke Schicht schuppiger Haut ausgebildet hatte. Beim Gehen hinkte sie, aber im Flug war sie uneingeschränkt: Sie konnte ihrer Verkrüppelung entfliegen.

Vögel, hatte Lisa gesagt, sängen in unterschiedlichen Dialekten, je nachdem, wo sie lebten. Und die Flugfähigkeit wäre nur ein evolutionäres Neben- und Zufallsprodukt, der ursprüngliche Sinn der Federn wäre der Wärmeschutz gewesen. Ich betrachtete die Härchen auf meinem Unterarm: Auch sie dienten wohl dem Wärmeschutz. Drei, vier, vielleicht fünf solcher Tage mochte es in meinem Leben gegeben haben: Tage, an denen ich geflogen, Tage, an denen mir warm gewesen war.